

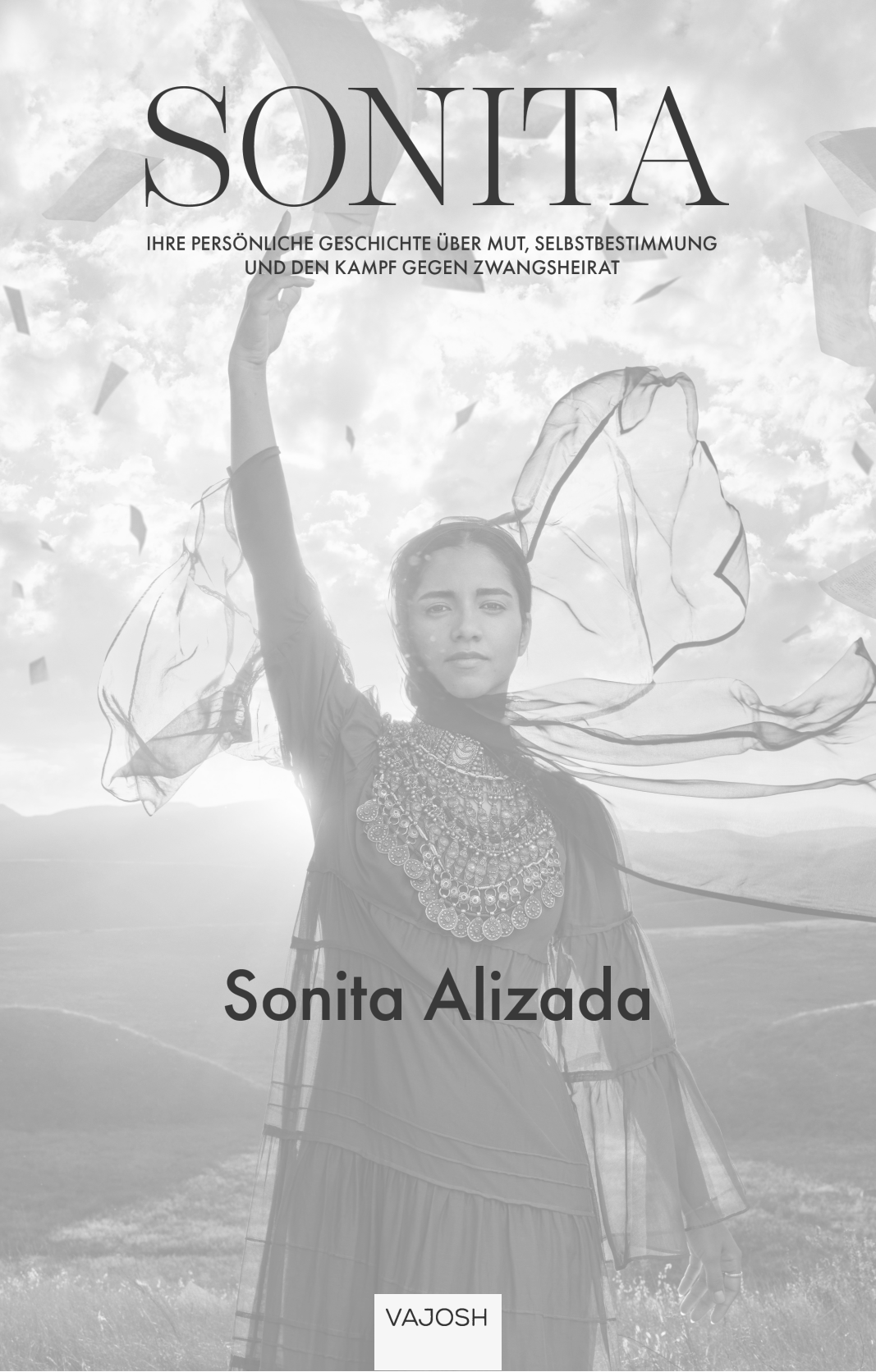
Sonita Alizada

SONITA

**Ihre persönliche Geschichte über Mut,
Selbstbestimmung und den Kampf gegen Zwangsheirat**

Übersetzung von Sandy Brandt

SONITA



IHRE PERSÖNLICHE GESCHICHTE ÜBER MUT, SELBSTBESTIMMUNG
UND DEN KAMPF GEGEN ZWANGSHEIRAT

Sonita Alizada

VAJOSH

*Für Rokhsareh, die an meine Stimme geglaubt hat.
Für Nana, meine Mutter, für ihre Liebe und dafür,
dass sie mich über ihre Traditionen gestellt hat.
An dich, dafür, dass du meine Geschichte liest, sodass
meine Worte gehört werden können.*

*Die Namen und identifizierenden Merkmale einiger
Personen, die in diesem Buch vorkommen, wurden
geändert, um ihre Privatsphäre zu schützen.*

PROLOG

A black and white photograph of a woman standing in a vast, open landscape with rolling hills and mountains in the background. She is wearing a dark, tiered dress with a large, ornate necklace featuring many small, circular pendants. A sheer, light-colored veil or fabric is draped over her head and shoulders, flowing in the wind. Her right arm is raised high, and several rectangular pieces of paper or fabric are floating in the air around her, suggesting a magical or ethereal atmosphere. The sky is filled with soft, white clouds.

»Kannst du mich kaufen?«, fragte ich die iranische Filmmacherin, die seit drei Jahren mein Leben dokumentierte. Nun schien es, als würde ihre Protagonistin in die Ehe verkauft werden. Was für ein schreckliches Ende für einen Dokumentarfilm.

»Du hast noch sechs Monate bis zu deiner Hochzeit«, meinte meine Mutter.

Genug Zeit, um meine Flucht zu planen.

KAPITEL 1

Krieg und Hoffnung

»Warum lächelst du, Sonita?«, fragte mich meine ältere Schwester Latif leise. Sie wollte Baba, meinen Vater, nicht stören, der laut aus dem Koran betete, als wäre Gott eingeschlafen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie oft Baba Allah anflehte, den Krieg zu beenden, der uns öfter heimsuchte als Gott selbst.

Peng! Peng! Als die Kugeln nacheinander abgefeuert wurden, erwachte unser toter, dunkler Keller zum Leben, und die Herzen meiner Familie schlugen schneller als das Herz des mächtigen Krieges in der Ecke unseres Viertels. Baba rief wiederholt Gottes Namen, ohne auch nur daran zu denken, dass Gott uns vielleicht keinen Besuch abstattete, weil eine Ausgangssperre galt. Oder dass er vielleicht versuchte, uns zu retten, aber die Taliban ihn erschossen haben, weil er gegen ihre Regeln verstoßen hatte. Schließlich konnte Afghanistan nicht zwei Herrscher haben.

»Oh, schau dir das an!«, flüsterte Razeq, mein älterer Bruder, mir ins Ohr. Er hielt seine Hände vor die Gaslampe, um ein Schattentier zu formen, was mir ein Lächeln und ein Gefühl der Ruhe bescherte. Es war die dritte oder vierte Nacht, in der wir unsere warmen Matratzen verlassen mussten. Wir versteckten uns in der hintersten Ecke des schimmeligen, dunklen Kellers, damit die Kugeln, die einst die Brust meines Bruders Naser durchschlugen und ihn verwundet hatten, uns nicht finden würden.

Anders als beim letzten Mal hat Razeq meine Ohren nicht zugehalten, als die Schüsse losgingen. Mittlerweile hatten sich einige von uns an den Krieg gewöhnt, der draußen tobte und unser Leben bedrohte. Ich glaube, Razeq war der Einzige, der keine Angst hatte. Er sprach Gottes Namen nur, wenn Baba ihm von den Lippen ablas. *Lieber Gott, du bist der mächtige Gott, der uns das Leben geschenkt hat, also nimm es, wenn du willst, aber vergib uns unsere Sünden.* Baba sprach für alle ein ähnliches Gebet, sogar für mich. Mir wurde gesagt, dass Baba meinen Namen mit einbezog, obwohl ich ein Kind von fünf Jahren war – das jüngste, das keine Sünden begangen hatte.

Nana, meine Mutter, hörte auf, zu beten, und setzte sich neben mich, während Zia, meine Schwester, ihre Arme um uns beide schlang. Es war nicht kalt, aber sie zitterte. In ihrer Nähe fühlte ich mich etwas sicherer, aber ich war auch hungrig und müde.

Als kleines Kind verstand ich die Bedeutung von Sekunden, Minuten und Stunden noch nicht ganz, aber während wir im Keller eingesperrt waren, hatte ich das Gefühl, als hätte eine der Kugeln die Uhr getroffen und sie zum Stillstand gebracht. Die kleine Gaslampe, die einzige Lichtquelle in der Dunkelheit, ging langsam aus.

Anders als sonst hörten wir keine Hunde bellen und keine Grillen zirpen. Sogar der Mond war hinter den Wolken versteckt; überall herrschte Angst. Die letzten Kugeln trafen auf Gebäude, Vogelhäuschen, Menschen, Kinder und sogar auf die Seelen, die auf der Suche nach Frieden durch den Himmel flogen. Ich hörte keine Schüsse mehr. Die Hoffnung, die uns kurz zuvor noch verloren schien, kehrte in den leeren Keller zurück und gab uns das Gefühl, dass wir vielleicht doch noch einen weiteren Tag erleben würden.

* * *

Am nächsten Morgen wachte ich vom Geräusch von Nanas alter Nähmaschine auf, die wahrscheinlich mein Kleid für *Eid* nähte. Der Feiertag *Eid* – das größte Fest für Muslime, das Opferfest – konnte Licht in die Dunkelheit bringen, traurigen Menschen Glück, gebrochenen Herzen Freude und blutigen Feinden Frieden. An diesem Tag unterschied niemand mehr zwischen Arm und Reich. Alle waren ordentlich gekleidet und wurden von Passanten gleichbehandelt.

Ich konnte Latif und Zia im Vorgarten des Hauses hören, wie sie sich darüber stritten, wer putzen und wer kochen sollte. »Warum bittest du nicht Zaher, zu putzen?«, stellte Zia die Frage, die man nie vergessen konnte, da meine Schwester sie so oft wiederholte. Wie immer war sie frustriert über Zaher, unseren jüngsten Bruder, der nur deshalb privilegiert war, weil er ein Junge war.

Das war wahrscheinlich der Grund, warum Zia jedes Mal, wenn sie eine Sternschnuppe sah, schrie: »Ich will ein Junge sein!« – ein Satz, den sie von Latif gelernt hatte, die ihn wiederum

von Aziz, meiner ältesten Schwester, gelernt hatte. Ich habe den Satz von Zia gelernt. Aber würde ich mir wirklich jemals wünschen, ein Junge zu sein?

»Wenn du dein Gesicht mit kaltem Wasser wäschst, wirst du wacher«, rief Nana von der anderen Seite des Gemeinschaftsraums.

Ich wollte noch weiterschlafen. Alles sah so ruhig aus, als wäre der Krieg, der letzte Nacht stattgefunden hatte, nur ein Albtraum gewesen.

Baba wusste, dass wir, wenn wir das Haus verließen, an den Taliban-Kämpfern vorbeigehen mussten, die in der Nacht zuvor auf uns geschossen hatten. Er und meine Brüder suchten nach Arbeit, die aber immer knapper wurde, weil der Krieg immer heftiger wurde.

»Du musst das mal anprobieren«, meinte Nana, während sie Stoffstücke zusammennähte. Die Vorfreude auf ein neues Kleid motivierte mich, aus dem Bett zu kommen. Das Kleid passte mir perfekt. Es saß besser als das, das der berühmte Schneider in unserem alten Viertel für mich gemacht hatte und das mir immer noch zu groß war.

Nana konnte weder lesen noch schreiben, genauso wenig wie wir anderen. Aber ihr Augenmaß war perfekt. Sie hatte meine Größe richtig geschätzt, indem sie mich umarmt hatte.

»Wunderschön!«, sagte ich ihr. Nana freute sich, dass mir das Kleid so gut gefiel.

Ein paar Tage vor *Eid* waren wir schon so aufgeregt, als wäre er schon da. Am Tag davor wurde unser Tisch mit allen möglichen Leckereien aus der Stadt Herat gedeckt: getrocknete und frische Früchte, Kekse, geröstete Nüsse und Nanas selbstgebackenes Brot, *Qalef*, auf das es sich sogar ein Jahr lang zu warten lohnte.

Eid stand kurz bevor; mein Kleid war der Beweis dafür. Ich schaute mich immer wieder im großen Spiegel in Razeqs Zimmer an. Dem geheimen Zimmer. Seine vier Wände waren mit langen, schlichten Vorhängen bedeckt, aber dahinter lag eine neue, bunte Welt, die von den Taliban – und Baba – verboten wurde.

Nana wusste von dem Raum; ich glaube, alle außer Baba kannten das Geheimnis. Es gab Poster von Bollywood-Schauspielerinnen ohne Hidschab, Schwäne in Herzform, Bilder von

Sonnenuntergängen, mit zwei oder mehr sich küssenden Liebenden, Bilder von der Natur, vom blauen Meer und von Ahmad Zahir, der afghanischen Musikikone, mit seinem schönen, dunklen Haar.

Bilder von praktisch allem, was in Afghanistan verboten war.

Die Taliban hatten klargemacht, dass jeder, der Poster ohne Bezug zum Islam besaß, bestraft und öffentlich hingerichtet werden würde. An Razeqs Wänden hingen genug Beweise, um sein Leben zu beenden.

Diese Tatsache hatte Nana so beunruhigt, dass sie Razeq über die Folgen einer Missachtung der Regeln der Taliban belehrte. Sie wies ihn darauf hin, wie wichtig es war, auf den Koran zu hören und fünfmal am Tag zu beten.

Razeq hatte aber einfach nicht zugehört.

Ich schaute mich immer noch in dem zerbrochenen Spiegel an, als ich jemanden an der Tür klopfen hörte. Ich rannte los, ganz aufgeregt, allen mein neues Kleid zu zeigen – wer auch immer dort klopfte. Es war Razeq mit seiner Freundin Marjan, die er mehr liebte als Gott, wie er einmal laut gesagt hatte. Baba hatte ihn kurz darauf für diese Aussage bezahlen lassen. Marjan war etwa fünfzehn Jahre alt, ein Jahr jünger als Razeq. Nana fand den Altersunterschied zu gering, da Männer normalerweise Frauen heirateten, die mindestens drei Jahre jünger waren. Aber Razeq war das alles egal; selbst wenn Marjan älter gewesen wäre als er, hätte er sie genauso geliebt.

Nana mochte es nie, wenn Marjan zu Besuch kam. Sie hatte Angst vor Marjans kleinem Bruder, der vielleicht zwei Jahre älter war als ich und sie manchmal zu unserem Haus begleitete. Diesmal war er nicht mitgekommen. Wahrscheinlich hatte Razeq Marjan abgeholt.

»Salaam, Marjan«, begrüßte Latif sie und küsste sie auf die Wangen.

Marjan sah mich an und sagte: »Kokosto, du siehst umwerfend aus!« Sie nannte mich immer bei meinem Spitznamen, der »lachende Taube« bedeutet. »Du wirst mein Kleid auch gleich sehen – es hat dieselbe Farbe!«, sagte Marjan, als Razeq sie ins Zimmer führte.

»Komm rein!« Razeq kam zu uns in den Vorgarten zurück. Er packte mich an den Händen, drehte mich herum und ließ mich dann los. Ich lief im Garten herum und versuchte, mein Gleichgewicht zu finden, während sich der ganze Garten um mich herum drehte. *Whoops!* Ich fiel zu Boden. »Ha-ha!«, hörte ich ihn lachen. Das war sein Lieblingsteil des Spiels. Er lachte und lachte und ging zum Brunnen, um sein staubiges Gesicht und seine Hände mit kaltem, frischem Wasser zu waschen.

»Hast du die Arbeit schon wieder früher verlassen?«, fragte Nana Razeq.

»Pst, Marjan ist hier, Nana«, flüsterte Razeq, damit Marjan nicht mitbekam, dass er Ärger bekommen würde. Er wusste, dass es nicht einfach war, Nana zu überzeugen; das kostete Zeit und Energie. Er wollte sich auf Marjan konzentrieren.

»Du hast einen so schlechten Einfluss auf deine unverheirateten Schwestern«, tadelte Nana ihn. »Wenn du noch einmal gegen die Regeln verstößt, die Arbeit frühzeitig verlässt oder lügst, werde ich deinem Vater helfen, dir die Knochen zu brechen.«

»Abgemacht!«, sagte Razeq, der wusste, dass Nana immer hinter ihm stehen würde, egal was passierte. Er wischte sich das Gesicht mit ihrem langen Schal ab und ging zügig in Richtung Zimmer.

Ich war überrascht, dass Latif nichts dagegen hatte, zusätzlich zu ihren täglichen Aufgaben noch Tee für Marjan zu kochen. Ich glaube, sie mochte Marjan, oder vielleicht sollte ich besser sagen, Latif mochte alle Besucher, da sie nicht nach draußen gehen durfte, um Freunde zu finden.

Meine Schwester füllte den alten Teekessel mit Wasser und stellte ihn auf die beiden Schultern der Feuerstelle. Sie legte noch etwas Holz nach, hielt das Streichholz unter die Plastiktüte, um das Feuer anzuzünden, und begann, auf den Teil des Holzes zu pusten, der Feuer gefangen hatte.

»Dieser unvorsichtige Junge wird uns alle eines Tages in Gefahr bringen«, sagte Nana leise zu sich selbst.

Wir konnten Razeq und Marjan lachen hören. Ich wünschte, ich könnte mit ihnen im Zimmer sein. Latif wünschte sich wahrscheinlich auch, dass sie Liebe erleben könnte. Sie durfte sich

nur in die Figuren aus Bollywood-Filmen verlieben, die Leute, die wir ›unwirkliche Menschen‹ nannten.

Einmal hatte Aziz nach Nanas Liebesgeschichte gefragt. »Es gab keine Liebe«, antwortete Nana. »Dein Baba hat meinem Vater ein Haus gebaut; im Gegenzug hat dein Großvater mich deinem Vater angeboten. Ich wurde gegen ein Haus eingetauscht.«

Dieser kurze Satz beendete ihre Geschichte, als ob ihr Leben geendet hätte, als sie in die Ehe verkauft worden war.

»Aber hasse deinen Opa nicht«, fuhr sie fort. »Er hat das gemacht, was alle anderen auch gemacht haben: seine Töchter in jungen Jahren mit jemandem verheiratet, den sie nicht kannten. Es war egal, ob sie einander liebten oder nicht, denn die Liebe würde nach der Hochzeit schon noch kommen.« Nana wiederholte diese Antwort wie üblich auf all jene Fragen zum Thema Liebe.

Ich wusste, dass Nana Aziz anlog. Sie war seit Jahren mit Baba verheiratet, hatte acht Kinder und liebte oder mochte ihn immer noch nicht. Nana konnte es kaum ertragen, neben ihm zu schlafen. Manchmal benutzte sie mich als Trennwand, die sie zwischen sich und Baba legte.

Während ich zuhörte, kämpfte ich mit der Holzpuppe – meiner ersten –, deren Herstellung mir Latif einmal beigebracht hatte. »Ich helfe dir«, hatte sie gesagt und den Stock gekürzt, der den Kopf, die Hände und die Beine halten sollte. Die Puppe bestand aus kleinen Stoffresten aus Nanas Näharbeiten und sollte alle Merkmale einer selbstgemachten Puppe aufweisen. Nachdem Latif dem Haar der Puppe den letzten Schliff gegeben hatte, rannte ich in das andere Zimmer und spielte. Dann hörte ich Zaher und Latif über Onkel Ghani sprechen.

Es gab nichts Schöneres, als zu Onkel Ghani zu gehen, Schokolade zu essen und Filme auf dem Schwarz-Weiß-Fernseher zu gucken! Diese Bollywood-Filme haben Baba dazu gebracht, mich Sonita zu nennen und somit zum schwarzen Schaf der Familie zu machen, weil alle meine Geschwister stattdessen Namen aus dem Koran hatten.

Als wir bei Onkel Ghani ankamen, sagte Baba mir, ich solle

Onkel die Hand küssen, um ihm Respekt zu zollen. Er war fast so alt wie Baba, hatte aber weniger graue Haare. Wenn ich mit Baba und Onkel Ghani unterwegs war, dachten die Leute oft, Baba sei mein Großvater und Onkel Ghani mein Vater.

Nachdem wir uns begrüßt hatten, wurden wir in den Gemeinschaftsraum im ersten Stock geführt, wo wir normalerweise unsere wöchentlichen Treffen abhielten. Nach ein paar Minuten brachte Onkel Ghanis ältere Tochter, eine enge Freundin von Latif, Tee und Schokolade.

Es war Zeit, die Außenwelt zu vergessen. Onkel Ghani und sein älterer Sohn Hasan holten den Fernseher vom Dach herunter. Nana, Latif, Khala Zarifa – Onkel Ghanis Frau – und ihre beiden älteren Töchter fingen an, alle Fenster zu verdecken. Das Licht des Fernsehers war ein großes Risiko, da er verboten war.

In dem Moment, als Onkel Ghani ihn einschaltete, hörten die Frauen auf, zu tratschen. Die Älteren beeilten sich mit ihren Gebeten, die Jungen hörten auf, zu spielen, und ich hörte auf, nach Schokolade zu suchen. Wir richteten unsere Augen auf den schwarz-weißen Bildschirm.

Manchmal hatten wir das Gefühl, nichts zu haben, aber gleichzeitig hatten wir alles, nur um eine andere Welt zu sehen.

»So gut aussehend!«, schwärmte Latif von dem Hauptdarsteller. Dann senkte sie ihre Stimme; sie musste aufpassen, was sie sagte. Der ganze Raum war still, sodass der Film uns in seinen Bann ziehen konnte. Keiner von uns sprach Hindi, aber wir folgten der Geschichte anhand der Gesten und Mimik.

Baba saß mit mir und Onkel Ghani in der ersten Reihe. Obwohl er es hasste, Frauen ohne Hidschab zu sehen, musste er den Film zu Ende schauen, um zu erfahren, wie das Drama ausging.

»Gegen wen haben die Taliban letzte Nacht gekämpft?«, fragte Onkel Ghani, als wäre Baba an der Front dabei gewesen.

»Wahrscheinlich gegen die Leute von Ismael Khan. Ich bin mir nicht sicher«, erwiderte Baba.

»Es ist ein bisschen komisch, dass ich heute Nacht keine Schüsse höre«, meinte Onkel Ghani.

»Das kommt vermutlich daher, weil die Taliban gewonnen

haben und die Stadt unter ihrer Kontrolle steht. Warum sollten sie noch Kugeln verschwenden?«

Dann sagte Onkel zu Baba: »Der Grund, warum ich dich gebeten habe, deine Familie heute Abend hierherzubringen, ist, dass dies unser letztes Treffen sein wird, Payandeh. Wie du bemerkt hast, haben wir den Großteil unseres Besitzes verkauft, um einen Schlepper zu bezahlen, der uns in den Iran bringt.«

»Aber wohin wollt ihr gehen?«, fragte Baba. »Zumindest habt ihr hier einen Ort, an dem ihr euch verstecken oder Schutz finden könnt.«

Onkel Ghani sagte meinem Vater, dass sie gehen würden, weil sie sich nicht immer verstecken könnten. »Wir wollen frei leben und atmen«, sagte er. »Schau dir die Menschen im Fernsehen an; möchtest du nicht auch so leben wie sie? In Frieden?« Dann hat er weitergesprochen: »Der Iran ist nicht weit weg von uns. Der Schlepper bringt uns in ein paar Tagen dorthin.«

Ich glaube, jeder im Raum konnte sie hören. Wenn jemand wollte, dass sie beide die Klappe halten, musste er den Mut aufbringen, die Älteren zu bitten, still zu sein; deshalb ging das Gespräch weiter und weiter, bis ich einschlief.

Als ich aufwachte, lag ich auf dem Rücken meines älteren Bruders Naser, der auf den schlammigen Straßen zurück zu unserem Haus ging. Die Sterne leuchteten so hell, als wären sie gerade erst entstanden. Das Einzige, was ich hören konnte, waren die Geräusche der Grillen, Schritte und das Gespräch zwischen Baba und Nana. Sie sprachen mit schuldbewussten Stimmen über die bevorstehende Reise meines Onkels, als könnten die Taliban von dem Plan erfahren.

»In der öffentlichen Dusche habe ich viele Geschichten von Leuten gehört, die es bis in den Iran geschafft haben«, sagte Nana zu Baba. »Es klingt, als wäre es dort viel sicherer als hier.«

Ich war mir nicht sicher, ob sie das sagte, um Baba wegen der langen Reise, die Onkel Ghani vor sich hatte, aufzumuntern, oder um Baba mitzuteilen, dass er denselben Weg einschlagen sollte. Wenn das Nanas Plan war, bedeutete das dann, dass wir wie die Leute leben würden, die wir in den Filmen gesehen hatten?

KAPITEL 2

Ranjita

Am Anfang eines neuen Tages hörte ich die Jungs draußen spielen. Ich fühlte mich einsam, wie Babas Gott. In der Hoffnung auf etwas Ablenkung öffnete ich die Haustür und entdeckte ein kleines Mädchen, das neben der Tür unseres Nachbarhauses saß. Ihre Mutter war die Frau, die Nana als Erste vom Iran erzählt hatte. Sie, ihr Mann und das kleine Mädchen hatten im Iran gelebt, bevor sie nach Afghanistan zurückgekehrt waren, um sich um ihre erkrankten Eltern zu kümmern.

Ich mochte ihre Mutter, aber das kleine Mädchen war schwer zu durchschauen. Ich konnte verstehen, warum alle Jungs und Mädchen in der Masjid Safid (Weiße Moschee) sie auslachten und sie nicht zu mögen schienen; sie gehörte nicht zu uns. Sie sah zu sauber aus, mit gekämmten Haaren und ohne Essensflecken auf ihrer Kleidung oder trockenen Stellen auf ihrer Haut, die ich jeden Winter auf meinem Gesicht und meinen Händen hatte. Neben ihrem Aussehen vergrößerte ihr iranischer Akzent die Kluft zwischen uns. Sie nannte ihre Nana ›Mamani‹ und ihren Baba ›Aqaei‹.

Am Tag zuvor hatte ich mit allen anderen Kindern über sie gelacht, weil sie unseren langweiligen Religionslehrer, den Akhund, genervt hatte. Er ließ keine Mädchen ohne Hidschab in Gottes Haus. Wir waren etwa fünfundzwanzig in der Moschee, hauptsächlich Jungs. Im Gegensatz zu uns Mädchen hatten sie die Freiheit, mit anderen Jungs oder sogar Mädchen befreundet zu sein. Aber Mädchen mussten sich von Jungs fernhalten, um nicht vom Akhund und ihren Eltern bestraft zu werden.

An keinem Tag gelang es mir, einen Freund zu finden. Ich hatte keine Erwartung, dass dieser Tag anders sein würde. Ich schaute zum Ende unserer langen Gasse hinunter und sah nur Jungen, die mit Murmeln spielten. Einer der Jungen, die ich sah, war Beshir – obwohl er sich selbst Shir Khan nannte. Ich mochte ihn überhaupt nicht, weil er mich immer aus den Spielen ausschloss, nur weil ich ein Mädchen war. Wie sollte ich so Freunde finden? Die meisten Mädchen in unserer Nachbarschaft mussten zu Hause bleiben, um kochen und putzen zu lernen.

Ich wollte gerade die Tür schließen und wieder reingehen, als ich etwas Besonderes sah. Ich konnte es kaum glauben. Das kleine

Mädchen besaß die Puppe, die ich schon immer haben wollte – mit langen, blonden Haaren, einem kurzen Kleid und schönen, langen, abnehmbaren Stiefeln. Das war sie, meine Traumpuppe! Ich hatte sie gesehen, als Nana mich eines Tages zum Einkaufen mitgenommen hatte, aber sie meinte, ich hätte die Puppe nicht verdient, weil ich, obwohl ich ihr versprochen hatte, keine bösen Worte zu sagen, doch welche gesagt hatte, und weil ich zu viel Schokolade gegessen hatte, wenn es welche gab. Ich kämmte mir nicht die Haare, erledigte meine Aufgaben nur, wenn ich Lust dazu hatte, und vor allem protestierte ich jedes Mal, wenn Baba oder Nana mich baten, in die Moschee zu gehen, um den Koran zu lernen.

Ich stand an der Tür und beobachtete das Mädchen genau. Dann rannte ich ins Haus, schnappte mir die Puppe, die Latif gemacht hatte, und traf mich wieder mit dem Mädchen draußen. Die Puppen hätten unterschiedlicher nicht sein können. Meine Holzpuppe sah wie eine afghanische Hausfrau aus, ihre eher wie eine Ausländerin. Wie sie.

Das Mädchen begrüßte mich zuerst. »Salaam. Wie heißt deine Puppe?«, fragte sie.

Wie hieß meine Puppe? Sie hatte keinen Namen. Das war mir egal, denn sobald sie heiratete, würde sie namenlos sein, wie Aziz und Nana. Ich wusste immer noch nicht, wie Nana hieß. Alle nannten sie nach meinem ältesten Bruder, »Nasers Mutter« oder »die Frau von Mullah Payandeh«. Niemand benutzte ihren richtigen Namen; wahrscheinlich hatte Nana ihn inzwischen auch vergessen.

»Wie heißt deine Puppe?«, fragte ich das Mädchen.

Als meine Gestalt etwas Schatten spendete, hörte sie auf, die Augen zusammenzukneifen, und antwortete: »Saara.«

Dann fragte ich sie: »Wie heißt du?«

»Ranjita.«

Oh! Endlich erinnerte ich mich. Ranjita stand auf, ihr Kopf reichte mir bis zur Schulter. Da wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass sie viel kleiner war als ich.

»Du kannst dort spielen, und ich werde hier spielen.« Sie zog eine imaginäre Linie auf ihrem Teppich und lud mich ein, mich hinzusetzen. »Wie heißt du?«

»Sonita«, antwortete ich schnell, als ich sah, dass sie mehr Spielzeug hatte, als ich mir vorstellen konnte. »Willst du deine Puppe tauschen, damit wir spielen können?«, fragte ich.

Ich dachte, sie würde vielleicht nein sagen. Meine Puppe war aus Holz. Sie hatte zwar Beine, aber nicht wie die von Saara. Meine Puppe hatte keine Schuhe, keine Handtasche, kein goldenes Haar und vor allem keine weiße Haut, aber sie hatte ein schönes Kleid, das aus den Resten meines *Eid*-Kleides genäht worden war. Latif hatte das Kleid für die Puppe toll genäht, aber es ließ sich nicht ausziehen, sodass sie im Gegensatz zu Saara nur ein einziges Kleid hatte.

Nach ein paar Sekunden legte Ranjita meine Puppe beiseite und fing an, in ihrer Tasche nach mehr Spielzeug zu suchen. Ich verstand das nicht – Nana hatte mir erzählt, dass kein Kind in Herat mehr als zwei oder drei Spielsachen besaß. Ich konnte nicht aufhören, die Puppe zu bewundern, ihr wunderschönes, goldenes Haar, so weich und seidig, und ihre schönen, blauen Augen. Saara hatte auch Brüste. Ihre waren besser als die meiner Puppe, weil sie immer etwas angepasst werden musste, damit beide Brüste gleichmäßig waren.

Während sie noch überlegte, womit sie spielen sollte, fand Ranjita Buntstifte – rot, blau, gelb und grün, meine Lieblingsfarbe.

Ich wusste, dass sie sich mit der iranischen Sprache besser auskannte, also suchte ich aus Neugierde ein paar Spielsachen aus, um ihre Namen in der Sprache zu erfahren, die sie am häufigsten sprach. »Wie sagt man ›Arosak‹ im Iran?«

»*Arosak*«, antwortete sie.

Ich war überrascht, dass sie eine Puppe *Puppe* nannten. Ich bat sie, die Spielsachen auf dem Teppich zu benennen, und nur fünf oder sechs davon hatten andere Namen. Ich dachte, es würde einfach sein, Persisch, die iranische Sprache, zu lernen; vielleicht könnte ich ihr mehr Hirati, meine Sprache, beibringen.

Als ich Sachen aus ihrer Spielzeugtasche holte, damit sie mir die Namen nennen konnte, entdeckte ich ein Skizzenbuch. Ich zeigte auf die Blume und fragte: »Hast du die gemalt?«

»Nein, die hat mein Aqaei gemalt, aber diese Blume hier habe

ich gemalt.« Ihre Zeichnung war nicht so schön wie die ihres Vaters, aber viel besser als das, was ich zustande gebracht hätte.

»Was ist mit der anderen?« Ich zeigte auf die andere Seite, auf der ein hoher Baum gezeichnet war, grün und mit Äpfeln behangen. Er sah aus wie die Bäume auf den Bauernhöfen im Dorf Shadijan. Dort gingen wir normalerweise mit der Familie hin, um bei der Ernte zu helfen, und im Gegenzug gaben uns unsere Verwandten volle Eimer mit Fakhri-Trauben, Granatäpfeln, Zuckerapfel und vielen anderen Obstsorten.

So viele schöne Zeichnungen! Plötzlich interessierte mich Ranjitas Puppe weniger und sie selbst mehr; sie war voller Kreativität. Es war das erste Mal, dass ich ein Kind sah, das einen Stift in der Hand hielt, um etwas zu gestalten. »Wow, diese Farbe habe ich noch nie gesehen, und diese auch nicht, und diese und jene«, sagte ich und zeigte auf die Bilder. Erst als ich all diese Farben vor mir hatte, wurde mir klar, wie grau unser Leben aussah.

»Kannst du Menschen zeichnen?«, fragte ich Ranjita.

»Ja, kann ich, und du?«

Ich verneinte – ich hatte noch nie einen Bleistift in der Hand gehalten, um es zu versuchen; außerdem musste es schwer sein, Menschen zu zeichnen.

»Soll ich dich zeichnen?«, fragte Ranjita mich. Ich sagte sofort Ja – ich hatte noch nie eine Zeichnung von mir gesehen, nicht einmal ein Foto.

Sie fand den besten Platz und sagte mir, ich solle mich dort neben die Mauer stellen. »Bleib stehen, ich muss die Hälfte deines Gesichts sehen«, meinte sie. Aus dem Augenwinkel konnte ich beobachten, wie sie hin und her lief.

Ich stand mitten in der schmalen Gasse und schaute auf das Haus am Ende, wo die Jungs einander anschrien und sich darüber beschwerten, dass die andere Mannschaft betrog.

»Fertig«, sagte Ranjita. »Schließ die Augen.« Ich tat wie geheißen. Sie führte mich zur Friedhofsmauer vor unseren Häusern und sagte mir, ich solle die Augen öffnen. Ich schaute auf ihre Hände und den Boden und erwartete, ein Stück Papier mit meinem Bild darauf vorzufinden. »Schau auf die Mauer«,

wies Ranjita mich an, als sie meine Verwirrung bemerkte. Ich schaute auf die Mauer ihres Hauses, und da war es – mein Profil. Meine Haare waren länger, aber der Rest der Zeichnung gefiel mir. Ich wünschte, es wäre auf einem Stück Papier, damit ich es für immer behalten könnte.

»Kann ich das auch mal probieren?«, fragte ich sie. »Bringst du mir das bei?«

»Ja, das ist wirklich einfach. Stell mich dahin, wo die Sonne dein Profil am besten zeigt, nimm dann einen Stift und zeichne die Umrisse des Schattens an der Wand nach«, meinte Ranjita.

»Wow, wo hast du das gelernt?«, wollte ich wissen.

»Ich habe es in Mahde Kodak gelernt.«

»Was ist ein Mahde Kodak?«

»Ein Ort, an dem Kinder zählen, zeichnen und viele andere Dinge lernen«, antwortete sie.

Jetzt wusste ich, warum sie so anders war als wir alle: Sie war gebildet. Ich war total aufgeregt wegen meiner ersten Zeichenstunde. Es machte Spaß, und obwohl ich mich mit den Haaren schwertat, genoss ich die Herausforderung.

»Fertig!«, rief ich stolz. Ranjita trat zurück, und ich stellte mich neben sie.

»Wir stehen uns gegenüber!« Sie lächelte zufrieden. Dann legte Ranjita alle Buntstifte vor mich hin und sagte mir, ich solle einen auswählen. Sie gab mir die Farbe, die ich ausgewählt hatte: Grün. Ich konnte es kaum glauben. Sie schenkte mir nicht nur ein breites Lächeln, sondern auch ein leeres Blatt Papier, damit ich meiner Fantasie freien Lauf lassen konnte.

Ich schaute auf den Bleistift und überlegte, wie ich mich bei ihr bedanken könnte, als Latif mich unterbrach. Sie schien nicht glücklich darüber zu sein, dass ich eine Freundin gefunden hatte, weil sie wusste, dass es für mich von nun an noch schwieriger werden würde, meine Aufgaben rechtzeitig zu erledigen. Also schnappte ich mir meine Puppe, um zu gehen.

»Wir können morgen Blumen malen«, sagte Ranjita und versicherte mir, dass wir uns wieder treffen würden.

Der Beginn der neuen Woche bedeutete für alle eine gründliche Reinigung – und zu Hause gab es kein warmes Wasser. Der einzige Ort, der Nana, Latif und vielleicht auch Zia zufriedenstellte, war die öffentliche Dusche, die Ata, Aziz' Ehemann, gehörte. Aziz war dafür zuständig, sie zu betreiben, wenn sie für Frauen geöffnet war. Die öffentliche Dusche war früh am Morgen für Männer geöffnet, und nach den Männern war sie für Frauen geöffnet, die von einem Mann dorthin begleitet werden mussten.

Ich habe nie verstanden, warum man so weit laufen musste, um sich zu waschen, nur um auf dem Heimweg wegen des starken Windes, der den Staub vom Boden aufwirbelte, wieder mit Staub bedeckt zu werden. Nach dem Besuch der öffentlichen Dusche sah ich schmutziger aus als zuvor.

»Komm schon, Schwester, du willst doch nicht die nackten Frauen von Herat verpassen«, meinte Razeq. Baba unterbrach sein Morgengebet und schaute Razeq enttäuscht an. Jetzt hatte er das Bild entblößter Frauen im Kopf, während er sich vorstellte, in der Kaaba zu sein, dem Haus Gottes, von dem er und Nana träumten, es eines Tages zu besuchen.

»Wenn du Marjan siehst, sag ihr *>dooset daram<* [ich liebe dich]«, flüsterte Razeq mir ins Ohr, um Babas Gebete nicht noch einmal zu unterbrechen. Dann flüsterte Razeq dasselbe Latif zu, weil er dachte, dass sie eine zuverlässigere Person als ich sein würde, um eine so wichtige Nachricht zu überbringen.

Auf dem Weg zur Dusche begegneten wir ein paar Passanten – Bauern, die sich beeilten, ihre Früchte zu verkaufen, bevor sie in der Hitze der Sonne schlecht wurden. Dann sagte Razeq, er habe in der Ferne ein Auto voller Taliban-Kämpfer gesehen. »Arschlöcher«, schimpfte er.

Nana schlug ihn. »Du glaubst nicht an Gott, du respektierst die Meinung deines Vaters nicht, du fluchst innerhalb und außerhalb des Hauses. Was soll ich mit dir machen, du dummer Junge? Deine Gedanken und deine Sprache können dich und

mich umbringen. Sei einmal wie wir, hör auf, zu hinterfragen, und gehorche, wenn du am Leben bleiben willst.«

»Das trifft es eigentlich sehr gut«, erwiderte Razeq. »Ich will keiner von euch sein. Ich will nicht mehr in Angst leben, Nana!« Ich spürte Traurigkeit in den Worten meines Bruders.

Nana diskutierte nicht mehr. Sie wurde langsamer, und wieder liefen Razeq und ich vor allen anderen.

»Kokosto, lass dir von Nana, Baba oder den Taliban-Arschlöchern nicht vorschreiben, wie du zu denken hast«, murmelte er. »Und lass dich von ihnen nicht davon abhalten, zu fluchen. Das gibt dir ein Gefühl von Freiheit. Wenn du jemals einem Tyrannen begegnest, sag ihm: ›Fick deine Mutter.««

»Fick deine Mutter«, wiederholte ich, damit ich daran denken würde, das dem Tyrannen aus unserer Gasse, Shir Khan, zu sagen.

Als wir an der öffentlichen Dusche ankamen, ging Razeq davon.

»Salaam, Nana«, begrüßte uns Aziz. »Wie geht es euch allen? Wie geht es Baba?« Ihr Gesicht war nicht so, wie ich es in Erinnerung hatte. Nana küsste Aziz auf die linke Wange, die weniger blaue Flecken hatte, und sagte nichts, als wüsste sie Bescheid.

Aber Latif fragte: »Wer hat dir das diesmal angetan?« Anstatt zu antworten, gab Aziz uns Lutscher und lenkte das Gespräch auf etwas anderes. Es war nicht schwer, zu erraten, wer es gewesen war. Wahrscheinlich wieder Amid, Aziz' Schwager, der Aziz oft wehtat. Ata hatte Amid erlaubt, Aziz zu schlagen, wenn sie sich danebenbenahm. Für Amid war Aziz ein Boxsack, an dem er seine Wut auslassen konnte.

Ich hatte gesehen, wie Amid Aziz ein paar Monate zuvor geschlagen hatte. Ich weiß nicht mehr, warum er geschrien hatte, aber ich erinnere mich noch genau, wie er sein Fahrrad auf Aziz' Kopf fallen ließ. Sie hatte nicht geweint, weil ihre Stimme nur eine weitere Form von schlechtem Benehmen symbolisierte.

Ich hatte erkannt, wie schwer sie verletzt war, als ihr Blut auf den Boden unseres Hauses tropfte. Nana hatte alles versucht, um das zu verhindern, aber es war ihr nicht gelungen. Aziz hatte in dieser Nacht nicht geschlafen und uns alle wachgehalten. Sie war

hin und her gelaufen, während Nana und Latif ihren Arm festhielten, und hatte vor Schmerz oder vielleicht aus einem anderen Grund geweint, den ich nicht verstand. Aziz war weiter und weiter gelaufen, bis etwas zwischen ihren Beinen herunterfiel.

Als ich morgens aufwachte, hatte sie noch geschlafen und war mit mehreren Decken zugedeckt gewesen. Nana hatte mir eine schwarze Plastiktüte gegeben, die ich irgendwo auf dem Friedhof vor unserem Haus vergraben sollte. Die Tüte roch nach Blut. Ich hatte sie genommen und das Haus verlassen. Meine Neugierde war größer gewesen als meine Geduld, und bald hatte ich einen Platz auf dem Friedhof gefunden, wo ich mich hinsetzen und nachsehen konnte, was sich in der Tüte befand. Meine kleinen, schwachen Hände konnten die Knoten nicht lösen, also hatte ich die Tüte aufgerissen, und plötzlich lief das Blut auf den staubigen Boden. In der Tüte waren große Fleischstücke gewesen, und dazwischen hatte ein menschliches Baby gelegen. Die Augen des Babys waren geschlossen, der Kopf war so klein, die Finger waren noch nicht getrennt.

Mir war übel geworden und ich hatte mich fast übergeben müssen, wegen des Geruchs und wegen dem, was ich in der Tüte gefunden hatte. Bald hatte der Geruch von Blut drei oder vier streunende Hunde angelockt, die so schnell auf mich zurannten, dass ich nur wenige Sekunden Zeit hatte, um etwas zu unternehmen, bevor sie mich angriffen. Ich war zu der Mauer in der Nähe unseres Hauses gerannt und hatte das Baby zurückgelassen, aber ich musste nicht springen: Die Hunde waren bei der Plastiktüte stehen geblieben und fraßen Aziz' Baby.

Ich hatte eine Mischung aus allem gefühlt – Angst, Ekel, Traurigkeit. Ich hatte die Hunde nicht ansehen können, die mit blutverschmierten Mäulern den Boden leckten, sondern war zum Karbar gerannt, dem Fluss in der Nähe unseres Hauses, hatte mich in den flachen Teil gesetzt und darauf gewartet, dass die Übelkeit aus meinem Körper verschwand.

Jetzt, hier unter der Dusche, gab mir Aziz noch einen Lutscher. Ich hatte sie vermisst. Anders als Latif hatte sie kein Problem damit, wenn ich Chaos anrichtete, in Schwierigkeiten geriet und zum Karbar ging. Zia und ich fanden es immer toll, wenn wir zu

Aziz geschickt wurden, um auf ihre kleine Tochter Nasim aufzupassen, während Ata bei der Arbeit oder bei den Glücksspielpartys seines Bruders Amid war.

Obwohl Aziz nicht Amids Frau war, musste sie alles tun, was er verlangte. Normalerweise musste sie ununterbrochen kochen und putzen. Die Dusche zu betreiben, war wahrscheinlich ihre Lieblingsaufgabe.

Wie Nana hatte auch Aziz jung geheiratet. Ich weiß nicht genau, in welchem Alter, da wir in meiner Familie keine Aufzeichnungen über das Alter führen, aber Nana glaubt, dass

es der Winter gewesen sein musste, als ich geboren worden war. Aziz glaubt, dass sie wahrscheinlich vierzehn gewesen war, als sie heiratete – zwei Jahre älter als Nana. Nana war so jung gewesen, als sie heiratete, dass sie ihre Beziehung zu Baba nicht verstand. Sie nannte ihn lange Zeit Onkel, bis ihr jemand erklärte, dass Baba ihr Ehemann war.

»Lass uns gehen, bevor das Wasser kalt wird.«

Latif und ich gingen voran. Ich ging gern duschen, nicht um mich zu waschen, sondern um Mädchen in meinem Alter zum Spielen zu finden.

»Oh, das ist unsere Nachbarin«, sagte Latif und ging auf eine Frau zu, die mit einem Mädchen in meinem Alter zusammensaß. Ranjita! Ich ging schneller. »Salaam, Khala Afsalneh«, begrüßte Latif Ranjitas Mutter. Ich war nicht überrascht, dass Latif sie Tante nannte, denn meine Schwester war zu allen freundlich und gab ihnen das Gefühl, zur Familie zu gehören. Bald kamen Nana und Zia dazu. Nana stellte den Eimer ab, um ihn mit Wasser zu füllen, und begann, mit Ranjitas Mutter zu reden.

Sie hatte eine Haut, die so weiß wie Schnee aussah – etwas, das sich jedes Mädchen in Afghanistan wünschte. Und sie hatte große Brüste, die Zia und ich gern gehabt hätten. Neben Ranjitas Mutter wirkte Nana wie eine alte Frau mit Brüsten, die wie zwei luftleere Ballons aussahen.

Ranjita und ich fingen an, uns in der Dusche zu jagen, obwohl es gefährlich war, auf dem rutschigen Boden zu laufen. »Setzt euch hin, ihr beiden, bevor ihr euch das Genick brecht«, schrie eine der Frauen von der anderen Seite der Dusche.

Wir gingen in eine der kleineren Kabinen und bedeckten uns mit Schaum von zu viel Shampoo. Es machte so viel Spaß, durch den Schaum nichts sehen zu können und nach der Wasserlache zu suchen, in der wir ihn abspülen konnten.

Bald ging Ranjita, und wir machten uns auch fertig zum Gehen. Latif half mir, mein Kleid und meine Hose anzuziehen. Ich ging nach draußen, um Razeq zu treffen.

»Küss Baba die Hand für mich«, sagte Aziz. »Wir sehen uns bald wieder!«

Als wir nach Hause gingen, entdeckte ich Kinder mit dem Siparah und dem Koran, die alle in eine Richtung rannten. »Ich habe gehört, dass du wieder in die Moschee gehst, um Siparah zu lernen«, sagte Razeq zu mir, während er den Kindern nachsah.

»Ich gehe nicht zurück«, protestierte ich wütend, weil ich nicht glücklich darüber war, was Nana und Baba für meinen Tag geplant hatten. Immer dasselbe!

Der Unterschied zwischen der öffentlichen Dusche und der Moschee war, dass die Moschee weiß gestrichen war, im Gegensatz zum dunklen Braun der Dusche. Durch ein Fenster konnte das Sonnenlicht hereinscheinen, um den Kindern beim Lernen helfen. Aber manchmal brauchten wir das Licht nicht, weil wir den Koran auswendig lernen mussten, sodass wir ihn mit offenen oder geschlossenen Augen rezitieren konnten.

An meinem ersten Tag in der Moschee hatte der Akhund drei oder vier Kinder verprügelt, die ihre Lektionen nicht richtig lesen konnten. Am nächsten Tag war ich dran gewesen, also fing ich an, das Lernen zu hassen. Ich hasste auch den Akhund und seinen Stock, der immer einen von uns zum Weinen brachte.

»Was bringt euch dieser dumme Akhund bei, was ihr auf der Straße nicht lernen könnt?«, fragte Razeq. »Für ihn seid ihr nur Mynah-Vögel, die sprechen lernen können, aber nicht denken. ›Aleph, Beh, jetzt spricht mir nach‹ – ist es nicht das, was er euch beibringt? Er stopft euch den Kopf mit nutzlosen Lektionen und Überzeugungen voll, damit ihr keinen Platz mehr habt, um nützliche Dinge zu lernen.«

Ich war froh, dass Nana vor uns ging und nichts hören konnte.

Nana legte mir einen Schal um den Kopf, gab mir den Siparah,

damit ich zur Moschee gehen konnte, und verschwand mit den anderen in unserer Gasse. Ein paar Kinder betraten die Moschee, während ich an der Tür stand und überlegte, welche Richtung ich wählen sollte. Die ganze Aufregung spielte sich auf der anderen Seite des Karbars ab, so nah und doch schien es unmöglich, das Wasser zu überqueren. Trotzdem sah die andere Seite des Karbars frisch und grün aus. Ich machte meinen ersten Schritt ins kalte Wasser. Mit dem zweiten und dritten Schritt durchströmte mich die Kälte. Ich konnte die kleinen Steine am Grund des Flusses sehen. Es war Zeit für sie und den Fluss, sich zu entspannen.

Das *Grüne Land*, wie ich die andere Seite des Flusses nannte, war so nah. Ich machte weitere Schritte; das klare Wasser wurde trüb, und ich konnte meine Füße nicht mehr sehen. Das Wasser stieg an meinem Körper hoch, während ich mich vorwärts bewegte. Das Vorankommen kostete mich immer mehr Kraft. Mir war kalt und ich hatte Angst, aber ich beschloss, noch einen Schritt nach vorn zu machen. Ich hob meinen Fuß und setzte ihn in derselben Wassertiefe wieder auf, aber mein Fuß fand keinen Halt auf dem Flussbett. Aufgeregt, ängstlich und allein wurde ich in den tieferen Teil des Flusses gedrückt.

Ich hatte das Gefühl, dass das Loch auf der Oberfläche des Flusses ein Maul war, das sich öffnete, um mich zu verschlingen. Ich kämpfte darum, meinen Mund und meine Nase über Wasser zu halten; ich versuchte es immer wieder und überraschte den Fluss mit meinem Lebenswillen. Der Fluss wiederum überraschte mich mit seinem Widerstand. Meine Schuhe waren längst weg; ich spürte, dass der Fluss am Gewinnen war.

Ich entspannte meine Gliedmaßen, als meine Füße den Boden berührten. Sobald mein Kopf über Wasser war, musste ich so stark husten, dass mir die Ohren und Augen wehtaten. Ich konnte nicht atmen, obwohl ich an der Oberfläche war und Luft um mich herum hatte. Ich weiß nicht mehr, ob jemand da war, den ich um Hilfe bitten konnte, sondern zog mich einfach an den Rand und wartete, bis ich wieder zu Atem kam. Dabei dachte ich: *Was wird Nana dazu sagen, dass ich meine Schuhe verloren habe? Was wird Latif dazu sagen, dass ich wieder schmutzig aussehe?*

Sobald ich laufen konnte, ging ich nach Hause. Als ich die

Haustür öffnete, starrte Latif mich ungläubig an. »Du warst viel sauberer, bevor du heute Morgen duschen gegangen bist«, sagte sie. »Ich bringe dich um und begrabe dich neben dem Abwasserkanal!« Latif redete und redete, ohne zu wissen, dass der Fluss schon versucht hatte, mich umzubringen. Sie wollte immer, dass ich gut und präsentabel aussah, ohne zu wissen, dass ich mich innerlich ängstlich und schlecht fühlte.

An diesem Tag lernte ich, dass wir uns nie in die Augen schauten, um die Angst oder das Glück darin zu sehen. Wir fragten uns nie: »Wie geht es dir?«

Latif bemühte sich so sehr, mich äußerlich sauber zu halten, weil die Nachbarn sich gegenseitig nach ihrer Kleidung und ihrem Aussehen beurteilten und nie wussten, wie sie sich innerlich fühlten.

* * *

Nana erfand oft verschiedene Entführungsgeschichten, um mich davon abzuhalten, das Haus zu verlassen. Aber jetzt wollte sie, dass ich nach draußen ging und spielte, anstatt Latif und Zia beizubringen, wie man Blumen malte, weil es von ihren Pflichten ablenkte. Mit den Resten des grünen Bleistifts hatte Zia ein Haus mit großen Fenstern gemalt. Ich war mir sicher, dass sie etwas so Schönes daraus hätte machen können, wenn der grüne Bleistift nur noch ein bisschen länger gereicht hätte.

Am Nachmittag, meiner Lieblingszeit des Tages, wurde ich gebeten, Wasser auf dem staubigen Hof zu verteilen. Ein großer Teppich mitten auf einem sauberen, kühlen Hof, schwarzer und grüner Tee mit *Shirpara*, meiner Liebessüßigkeit aus Afghanistan, und meine Familie – das war das Rezept für einen glücklichen Nachmittag. Dieser Tag würde noch besonderer werden, sobald uns Aziz und ihre Familie besuchten.

»Salaam, Nana, *muah, muah!*«, sagte Aziz, als sie uns küsste. Sie schien glücklicher zu sein, und ich fand, dass sie ihre blauen Flecken wirklich gut mit Make-up abgedeckt hatte.

»Schenk mir Tee ein!«, verlangte Ata, als er sich einen bequemen Platz auf dem großen Teppich gesucht hatte, einige Karten herausholte und das Spiel vorbereitete.

»Du hast immer noch Karten dabei?«, fragte Baba besorgt und enttäuscht, da er wusste, dass Ata normalerweise damit spielte.

»Kaka, mein Onkel, ich benutze sie nur zum Spaß. Heute Abend geht es nicht um Geld, aber wenn Naser mit dir wetten will, wäre das eine andere Geschichte.« Atas Witz brachte Baba zum Schmunzeln. Ata und Baba könnten gute Freunde sein, wenn Baba nicht in jedes Gespräch den Glauben einbringen würde und wenn Ata alles akzeptieren könnte, was Baba über Religion sagte – was fast unmöglich war.

»Kaka, wenn du einen Mullah in deiner Familie haben wolltest, warum hast du dann zugestimmt, mir Aziz zu geben?« Ata beendete seine Frage mit einem Grinsen.

»Nun, ich dachte, Gott würde dich vielleicht auf den richtigen Weg führen«, meinte Baba.

»Und ich sage dir, dass der Weg, den ich eingeschlagen habe, der richtige ist, weil er mich glücklich macht. Wirst du dich mir anschließen?« Ata mischte die Karten und lächelte Razeq an, der eher dazu neigte, Atas Weg zu folgen als dem von Baba.

So begrüßten Baba und Ata einander, mit einem Gespräch, das keinem von beiden etwas nützen würde. »Ich schwöre, das Leben wäre so viel besser ohne Männer«, sagte Aziz und fügte schnell hinzu: »Nicht du, Baba, du bist ein Engel.« Sie beeilte sich, ihren Tee auszutrinken, als sie hörte, dass Faize, Babas Neffe, an diesem Abend zu uns stoßen würde.

Aziz und Razeq eilten mit einer Gaslampe in den Gemeinschaftsraum und suchten nach etwas.

»Sie wollen Faize einen Streich spielen«, teilte Latif mit und half ihnen, schwarze Kleider anzuziehen. Innerhalb weniger Sekunden sahen Aziz und Razeq mit ihren langen, schwarzen Kleidern und der schwarzen Augenumrandung wie Talibs aus.

»Komm schon, Razeq, such dir etwas Schwarzes für deinen Kopf!

»Latif, mach die Tür für Faize erst auf, wenn wir dir ein

Zeichen geben«, befahl Aziz. Nana lachte, und bald kam Baba zu uns ins Wohnzimmer und sah amüsiert aus. »Wie sehe ich aus?«, fragte Aziz.

Razeq antwortete scherzhaft: »Hässlicher als zuvor, meine Schwester.«

Baba war beeindruckt, wie schnell Aziz es geschafft hatte, ihr Aussehen zu verändern. Sie nahm sogar ihren Schal ab und band sich einen Turban um den Kopf. Ihre Augen sahen chaotisch aus, als hätte Atiq, ihr kleiner Sohn, ihr Make-up gemacht.

»Niemand sollte nach draußen kommen, du kannst vom Fenster aus zuschauen«, meinte Aziz, als sie und Razeq zum Hof gingen. Dann hörten wir Schritte, die sich unserer Tür näherten.

Klopf! Klopf! Endlich war Faize da!

Aziz gab Razeq ein Zeichen. Die Nacht war jetzt noch dunkler, sodass Faize die Gesichter von Aziz und Razeq nicht gut erkennen konnte. »Komm rein«, sagte Razeq zu Faize, ohne ihn zu begrüßen. Razeq klang ernst.

In dem Moment, als Faize einen Fuß über die Türschwelle setzte, drückte Razeq ihn gegen die Wand und sagte mit tiefer Stimme: »Wir haben auf dich gewartet!«

Plötzlich hob Faize die Hände und schien Angst zu haben, aber er sagte nichts, als würde er darauf warten, die Stimme noch einmal zu hören.

»Geh zur Wand«, forderte Aziz Faize auf und schloss die Tür. Ich konnte das Kichern von allen im Wohnzimmer hören.

Aziz nahm Spielkarten aus Faizes Tasche, gab sie Razeq und fragte: »Was hast du noch in deinen Taschen?«

»Ich bin nur hier, um Verwandte zu besuchen«, antwortete Faize, der dachte, dass er, egal aus welchem Grund er zu Besuch war, seine Strafe bekommen würde, da er Karten bei sich hatte.

Aziz holte noch etwas aus Faizes Tasche, schaute es sich an und sagte dann: »Wusstest du, dass Schnupftabakpulver aus Hühnerkot hergestellt wird?«

Das brachte Razeq zum Lachen, sodass er sich leise aus dem Staub machte. Faize wirkte misstrauisch, nahm sogar seine Hände runter, blieb aber trotzdem mit dem Gesicht zur Wand stehen. Aziz redete weiter, als wäre nichts Verdächtiges passiert.

»Dreh dich nicht um!«, befahl sie Faize, der das Spiel anscheinend nun durchschaut hatte. Aber Aziz dachte, das Spiel würde noch weitergehen.

»Wurden meine Verwandten verhaftet?«, fragte Faize. Doch dann schrie er plötzlich: »Aua!« Ich weiß nicht, wie Aziz reagierte, aber ich sprang vor Schreck auf. Faize drehte sich um, schlug Aziz unter den Turban und lachte: »Ha-ha, du hast mich erschreckt!«

Jetzt war das Spiel vorbei und Faize konnte sich wieder fassen. »Glaubst du wirklich, dass Schnupftabak aus Hühnerkot hergestellt wird?«, fragte er Aziz, während er sich auf den Weg zum Teppich machte, auf dem sich der Rest des Publikums versammelt hatte.

Baba begrüßte Faize und reichte ihm eine Tasse Tee.

»Warst du an diesem Spiel beteiligt, Kaka?«, fragte Faize Baba.

»Er hat das ganze Drehbuch geschrieben!«, scherzte Naser. Alle lachten.